

XX

AKSUM UND ADUA

27. April bis 3. Mai 1905

Mit dem Takase hatten wir die Grenze der großen Provinz Tigre überschritten, von welcher sich die Herrschaft der semitischen Abessinier und später das Christentum über Äthiopien verbreitet hat. Mehr als tausend Jahre war Aksum der Sitz der königlichen Gewalt, und wenn die Stadt im späten Mittelalter auch mehr und mehr an Bedeutung verlor, als die Vorherrschaft in Abessinien auf Schoa und Amhara übergegangen war, so blieb sie doch Krönungsstadt und eins der wichtigsten Zentren der geistlichen Herrschaft bis auf den heutigen Tag.

Unsre ersten Eindrücke von Tigre waren nicht allzu freundlich. Auf den schwierigen Anstieg vom Takase folgte ein langer Marsch über rauhe, schattenlose Plateaus bei brütender Sonnenglut; wir hatten bei Tschalatscha-Kenne (1678 m) lagern wollen, fanden aber das Dorf zerstört und die Quelle in der Nähe versiegt. So mußten wir unsre ermüdeten und halbverhungerten Maultiere noch einige Stunden weitertreiben, bis wir das Tal des ausgetrockneten Baches Mai Tokole (1672 m) erreichten, wo es wenigstens Schatten und dürres Präriegras, sowie, in zwei Lachen, etwas Wasser gab. Es fand aber weder die uns gewohnte Begrüßung der Gesandtschaft beim Eintritt in eine neue Provinz statt, noch erhielt unsre Karawane Proviant. Die Behörden von Tigre erwarteten uns, wie sich später herausstellte, mit beidem an einem andren Übergang, den wir nach dem ursprünglichen Reiseplan hatten benutzen sollen; durch ein Versehen war nicht nach Adua gemeldet worden, daß wir die Route über Semien und Mitschara eingeschlagen hatten.

Wir versuchten in den umliegenden Bauernhöfen Brot, Schlachtvieh und Gerste zu kaufen, begegneten aber einem fast feindlichen

Mißtrauen. Unsre Leute waren ja fast durchweg Schoaner, die den Dialekt von Tigre nicht verstanden; dazu besteht zwischen den Tigrenern und den Südabessiniern Eifersucht und Feindschaft, eine Folge der säkularen Fehden. Statt unsrer Boten erschien ein Bauernweib in unsrem Lager und führte Klage: einer unsrer Leute habe ihr ein paar Brote und einen Mantel geraubt. Wenn auch solche Übergriffe in Äthiopien tagtäglich vorkommen und am häufigsten bei den Reisen der Fürsten selbst, so hatte unser Gesandter dergleichen natürlich nie geduldet, und bisher waren wir überall als Freunde geschieden, auch wo man unser Kommen mit Argwohn oder Furcht beobachtet hatte. Der Missetäter wurde sofort bestraft und die geraubte Schama der Besitzerin zurückgestellt; aber das Brot war bereits in heißhungrigen Magen begraben. Daher versprach der Gesandte der Frau volle Bezahlung und ein schönes Geschenk dazu, wenn sie die Dorfgenossten bewegen wollte, uns Lebensmittel zu guten Preisen zu verkaufen. Doch hatten diese Schritte und alles gütliche Zureden nicht den geringsten Erfolg.

So lernten wir denn auch einmal ein Hungerlager kennen. Am Morgen des 28. April ritt mein Bruder mit kleiner Begleitung weiter, um einen besseren Lagerplatz zu suchen; wir folgten ihm erst gegen Abend, als die Hitze, die tagsüber 37° bis 41° betragen hatte, vorbei war. Der Marsch war kurz, wenn auch nicht ohne Beschwerden; bald fanden wir den Gesandten an einem Bach mit prachtvollem, kühlem Wasser. Nebenan lag ein bequemer Lagerplatz, Guneimba (1830 m), und da vor Einbruch der Nacht auch noch eine reichliche Verpflegung für unsre Karawane eintraf, fühlten wir uns bald aller Sorgen ledig.

Nur ich hatte noch einen großen Schmerz. Mein Hypsometer, das ich bisher in allen Fährlichkeiten der Reise wie meinen Augapfel gehütet hatte, lag, als ich nach dem Abendbrot das Zelt betrat, auf der Erde und hatte bei dem Fall eine Störung erlitten. Ein Instrument, mit dem wir tausendmal gearbeitet haben, wächst uns wie ein Freund ans Herz; seinen Verlust empfindet man fast mit Trauer. Zugleich war es sehr ärgerlich, daß ich nun die bisher gefundenen Höhenwerte nicht durch Beobachtung an dem schon nahen Meer kontrollieren konnte; unterwegs hatte ich die Richtigkeit meiner Messungen nur an den Angaben der Karte prüfen können und hier allerdings eine schöne Übereinstimmung gefunden.

Auch mit der Mehrzahl der photographischen Apparate sah es traurig aus. Die außerordentliche Trockenheit der Luft brachte selbst altes Holz zum Schrumpfen und machte es spröde wie Glas; die

aus Metall gearbeiteten Teile waren meist verbeult und funktionierten nicht mehr. Sehr viele Aufnahmen mißlangen. —

Der folgende Marschtag führte uns durch einsame, walderfüllte Täler und endlich auf eine hohe Platte, die eine schöne Aussicht nach Süden bot. Das Hochgebirge von Semien hob sich burgartig über die niederen Plateaus und das Gewirr der aus dem Flußgebiet aufsteigenden Felsenberge. Weiterhin fanden wir ebenes Land, das gut angebaut und dicht bevölkert war; die Höhenlage schwankte zwischen 2000 und 2200 m. Die geologische Zusammensetzung der Erdkruste änderte sich. Waren wir bis dahin fast ausschließlich im Gebiet junger Eruptivgesteine gewesen, unter welchen Trachyte und Basalte vorherrschten, so begegneten uns nun auch alte Granite und Syenite neben schiefrigem Sandstein und anscheinend aus mesozoischem Kalk gebildeten Gipfeln. Doch fehlt auch hier der Basalt nicht ganz, nur sind die Eruptionen auffallend klein; wir sahen mehrere, deren freistehende Masse kaum einen Kubikmeter ausmachte.

Wir lagerten auf einer üppigen, grünen Wiese, auf welcher große Rinderherden grasten; der Ort hieß Mariama. Im Osten sahen wir den wunderlichen hornförmigen Berg Damo-Galila (2644 m) die Hochebene von Aksum überragen. Nur zwei Stunden Marsches trennten uns noch von der ehrwürdigen, alten Hauptstadt Äthiopiens.

Am 30. April zogen wir durch freundliche Dörfer und blühende Hecken nach Aksum. Es war ein Sonntag und abessinisches Osterfest. Als wir uns der Stadt näherten, war der Frühgottesdienst bereits beendet; Geistlichkeit und Vornehme kamen uns in schönsten Festgewändern entgegengeritten. Die Begrüßung fand auf freiem Felde statt; man lud uns ein, einem Festgottesdienst beizuwohnen, der zu Ehren unsrer Ankunft gefeiert werden sollte. Wir ließen uns kaum die Zeit, für das Aufschlagen des Lagers zu sorgen, und ritten dann zur Hauptkirche.

Die berühmte Kathedrale von Aksum liegt inmitten eines ummauerten Stadtteiles, zu welchem von allen Seiten überbaute Tore führen. Hier wohnen nicht nur die Priester in kühlen, aus Stein gebauten Hütten, gleichzeitig dient der Bezirk als „Gedem“, d. h. Asyl oder politische Freistätte. Wer mit den Gesetzen oder mit den Machthabern im Lande in Konflikt geraten ist, findet hier eine Zuflucht, wo ihn weder Strafe noch Rache erreicht; nur muß er beim Eintritt dreimal erklären, daß er den Schutz des Heiligtums für sich in Anspruch nimmt und darf das Asyl nicht mehr verlassen. Freunde versorgen die Flüchtlinge mit allem Lebensunterhalt; weiblichen Wesen ist der Zutritt zur Freistätte durchaus versagt. Die bewaffneten Wächter

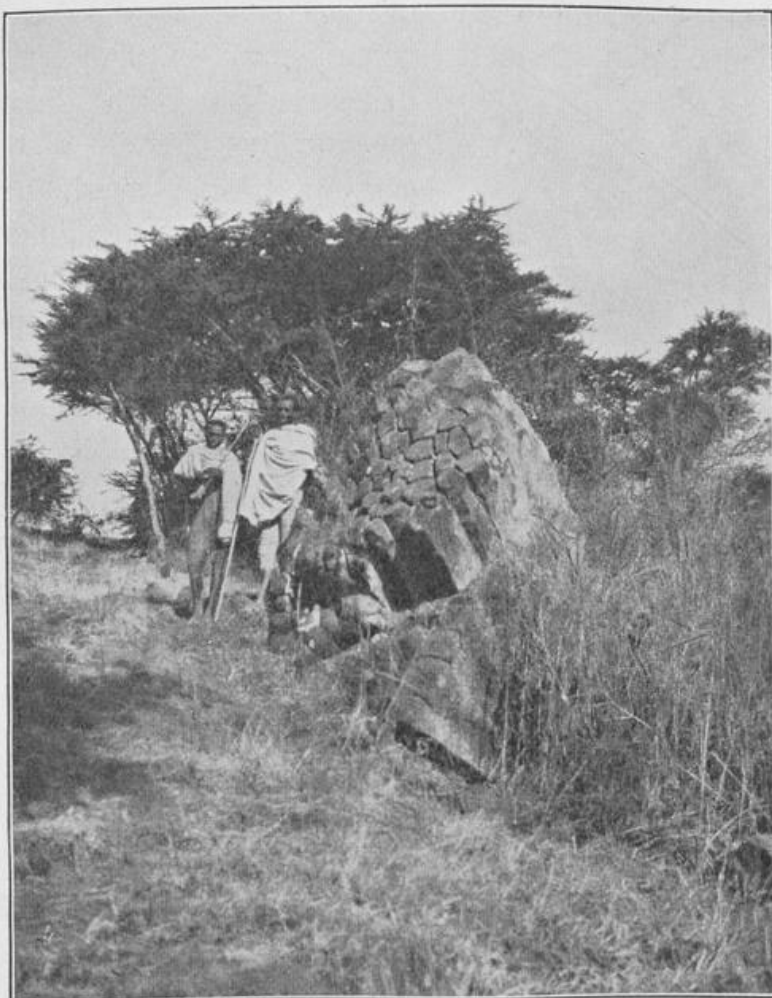
an den Toren sorgen für die strenge Beachtung der Bestimmungen. In Kriegszeiten kann jedermann für sich oder sein Eigentum im Gedeckten Sicherheit suchen.

Zur Kathedrale gelangt man durch einen rings umbauten Hof, der eine Anzahl uralter, steinerner Sitze umschließt. Durch einen Torbau tritt man in den einige Stufen tiefer gelegenen Tempelplatz, der mit großen Steinplatten bedeckt ist; gegenüber führt eine wohl 100 Schritt breite Freitreppe von zweimal zehn Stufen auf die Terrasse, welche die heiligste Kirche Äthiopiens trägt. Sie birgt in geheimem Gewölbe, das der Plünderung und dem Brande Mohammed Granjs entging, die Bundeslade (Tabot) aus dem Tempel in Jerusalem mit den Gesetzestafeln:

Menilehek, der

Sohn Salomos und der Königin von Saba, der Begründer der abessinischen Dynastie, hat sie nach der Tradition aus Jerusalem entführt.

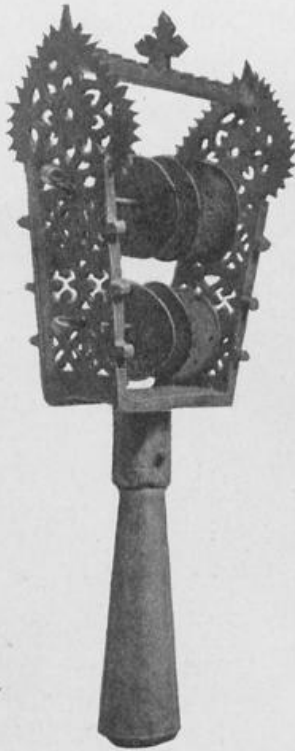
Wir wurden zu der Terrasse geleitet, wo auf den oberen Stufen Sitze für uns bereit waren. Im Viereck um den großen Platz standen Hunderte von Geistlichen und Depteras (Priesterschülern), alle in weißen Gewändern mit fußbreitem Purpurstreif, viele mit seidnem Mantel darüber. Die Geistlichen trugen weiße, turbanartige Kopftücher, die Mönche ihre hohen, gelben Ledermützen. Die meisten stützten sich auf lange Stäbe mit silberner Krücke, die das Kreuz



Engbegrenzte Basalteruption, Tigre, unfern von Aksum
(Photographie C. Bosch)

darstellen und stets beim Gottesdienst gebraucht werden; andre hielten Sonnenschirme, zum Teil von riesigem Umfang, das Abzeichen der Geistlichkeit, wieder andre Musikinstrumente oder seidene Fahnen.

Der Festakt begann. Vier Geistliche traten, die symbolische Krücke¹ über der linken Schulter, einander paarweise gegenüber zum heiligen Tanz, den der Gesang der Umstehenden begleitete; Musikanten schlugen auf riesigen silbernen Pauken den Rhythmus. Die Tanzenden schritten aufeinander zu, mit langsamem, wiegendem Gang;



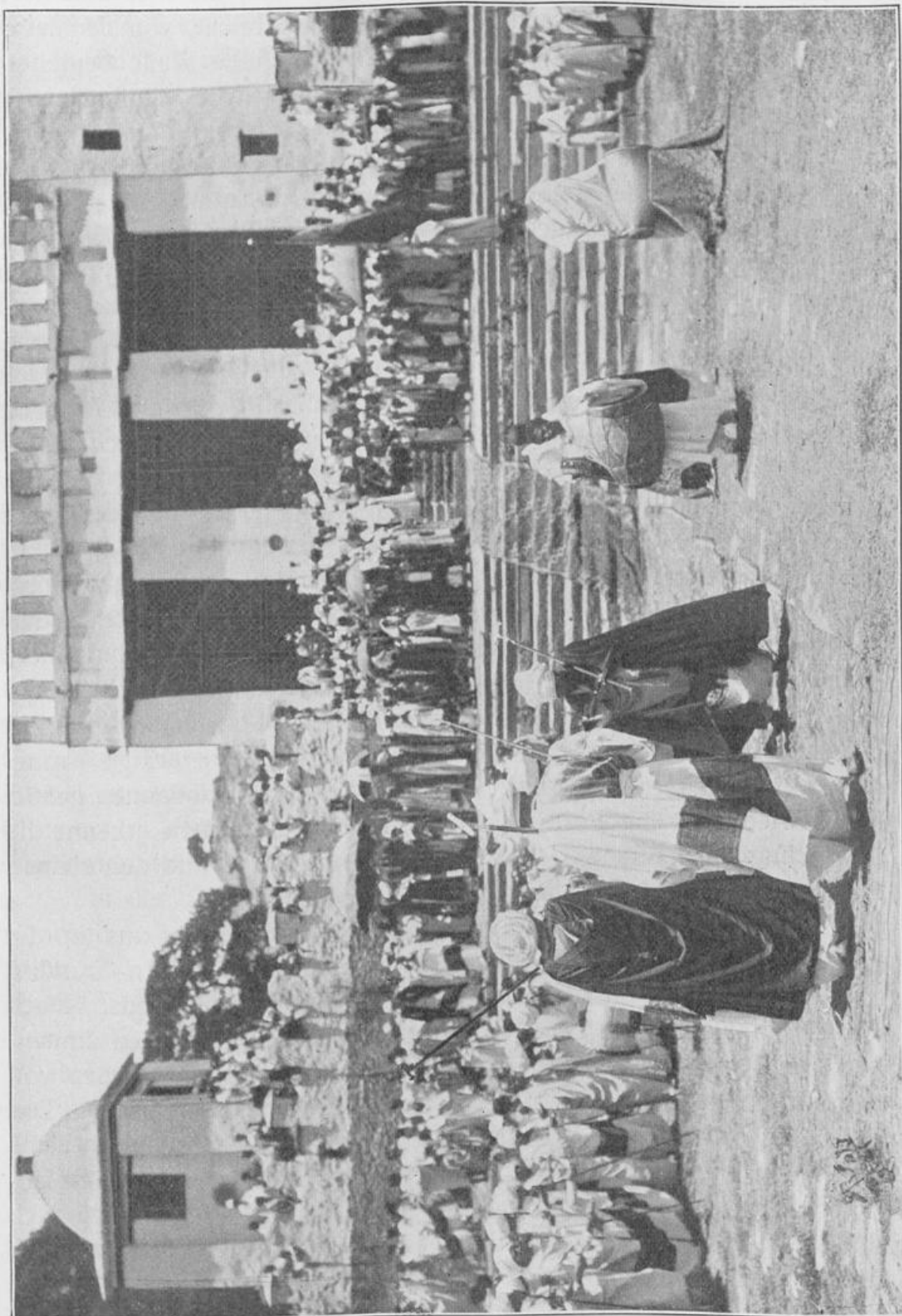
Silberne Kirchenrassel
(Sistrum) aus Adua

das eine Paar wich, das andre folgte und ließ die rituellen Rasseln zischen. Es war, als ob sie eine frohe, sieghafte Botschaft kündeten, vor der die andren, ihnen gegenüber, mit gesenkter Stirn zurückwichen, wie geblendet vom Licht der Wahrheit, vom Strahl des Glückes. Dann aber, in der Antistrophe, wechselten die Rollen, und mit kunstvollen Schritten voll feierlichen Ernstes bewegten sich die Priester auf den uralten Fliesen des Tempelplatzes. Die Tradition vergangener Jahrtausende spricht aus den äthiopischen Priestertänzen. Die Abessinier selbst nennen den König David ihren Lehrmeister, der einst vor der Bundeslade tanzte, zum Klang der Psalmen, in die er seine Bewunderung für Jahve gegossen hatte. Aber haben sich nicht auch Reminiszenzen an altgriechische Kultformen in diesen Tänzen erhalten? Dieses kunstvoll gemessene Schreiten, das niemals von albernem Hüpfen oder Drehen unterbrochen wird, erinnert an den klassischen

Chor, der aus dem Dienst uralter Naturgötter in die griechische Tragödie überging. Und jene silbernen Rasseln, deren Zischlaute die Pantomime begleiten, sind nichts andres als die Sistra der alten Ägypter, die Isis selbst erfunden haben sollte.

Kaum minder eigenartig sind die Gesänge, deren Text vorwiegend die Psalmen bilden. Die einfache, aber ansprechende Melodie wird einstimmig vorgetragen, aber die Sänger beleben die Klänge durch periodisches Anschwellenlassen der tremolierenden Stimmen, auch setzen sie nicht ganz gleichzeitig ein, so daß der Ton sich aus einer zitternden Disharmonie losringen muß. Und mitten hinein in das

¹ Das deutsche Wort Krücke leitet sich auch von Kreuz her.



Festgottesdienst zu Ehren der Deutschen Gesandtschaft vor der Kathedrale in Aksum

Thema mischen die Vorsänger eine neue Melodie, die hier und dort aufgenommen wird, bis sie triumphierend durchbricht, von den leise verklingenden Tönen des vorigen Motivs noch eine Weile begleitet.

Es sind vom ästhetischen Standpunkt gefährliche Mittel, die der äthiopische Kirchengesang anwendet. Oft, vielleicht gewöhnlich, artet diese Musik in ein ohrenzerreißendes Plärren aus, stets ist sie eintönig und ermüdet den Hörer rasch, aber ein kunstgeübter Chor, wie ihn Aksum und einige der reichsten Kirchen im Lande besitzen, vermag eine hohe Wirkung zu erzielen: sie weckt jenen mystischen Schauer, der das im Alltagsleben abgestumpfte Gemüt aufrüttelt, jenes Ungewisse, das in uns nachzittert, und läßt uns endlich die Macht ahnen, die stärkt und tröstet.

Auf der unteren Stufe der Estrade standen Priester und Mönche mit dem Kirchenschatz. Die Kathedrale von Aksum ist nach äthiopischen Verhältnissen unermesslich reich, denn die Könige, die hier gekrönt wurden, stifteten der Kirche ihre Kronen, die nun bei feierlichen Gelegenheiten von den Geistlichen getragen werden. Diese Kronen sind zum Teil von zierlichster Arbeit und mit Steinen übersät; ob freilich Gold, Perlen und Brillanten echt sind, wie es den Anschein hat, vermag ich nicht zu versichern. Uns fiel besonders eine viereckige Krone auf, die ihrem Träger nicht eben bequem zu sitzen schien, — aber Diademe sollen ja auch sonst manchmal ein Haupt ebenso drücken, wie sie es zieren. Diese viereckige Krone, die, wenn ich recht verstand, Meneliks Vorgänger Johannes gehört hatte, wiederholt die Formen der Krönungskirche: man erkennt die Gliederung der Fassade, den Fries, den Zinnenkranz und den kleinen Aufbau des Daches mit dem vielstrahligen Kreuz.

Nach Beendigung des Gottesdienstes führte man uns in die Kirche. Sie hat, ganz gegen die heutige Sitte, viereckigen Grundriß und die Einteilung mancher kleiner Tempel Griechenlands. Doch statt der Säulen tragen vier plump aufgemauerte Pfeiler den zinnengekrönten Fries und begrenzen eine Vorhalle, die nach außen von bronzenen Schmuckgittern neueren Datums verschlossen wird.¹ Das Heiligste wird von der Vorhalle durch eine Mauer getrennt, welche drei Türen und darüber drei Fenster zeigt; der Innenraum ist unregelmäßig, schmutzig und schlecht gehalten, der Gemäldeschmuck teilweise zerstört und durch billige europäische Tapeten ersetzt. Ein keinem Fremden zugänglicher Einbau, das Allerheiligste, soll in ge-

¹ Auf Heuglins Bild fehlen sie ganz, Bents Photographie aus dem Jahre 1893 zeigt sie noch unvollendet.

heimen Gewölben die Bundeslade enthalten. Eine Umgebung ohne Würde und Weihe.

In ihrer heutigen Gestalt ist die Kathedrale nach der Zerstörung durch Mohammed Granj (1531) entstanden, wahrscheinlich erst hundert Jahre nach diesem Ereignis, in der Periode der Burgbauten in Gondar, zu denen sie eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Doch scheint in Aksum ein weit geringerer Baumeister tätig gewesen zu sein, denn die Architektur ist roher, und es fehlt der Geschmack und das Ebenmaß, das die Bauten in Gondar auszeichnet. Gewisse Unregelmäßigkeiten im Bauplan der Kathedrale finden wohl darin ihre Erklärung, daß Teile der zerstörten Kirche für den Neubau benutzt wurden; jedenfalls stammt außer der Terrasse und der Freitreppe auch der rechteckige Grundriß von der alten Anlage, denn zur Zeit der Portugiesen baute man nur noch runde Kirchen, und alle viereckigen gehören einer viel früheren Periode an: so die Bauten des Lalibala, und die Kirchen in Debra Damo und Asmara. Die alte Kathedrale vor der Zerstörung hat Alvarez uns geschildert — er lebte acht Monate in Aksum —; sie war fünfschiffig und schloß an der Ostseite mit zwei Chören übereinander und sieben Kapellen ab; die Terrasse diente als offener Umgang für die Gemeinde. Die Kirche war der Maria geweiht und hieß auch Zionskirche, weil ein Stein aus der Burg Zion ihren Hauptaltar bildete; nach den aksumitischen Chroniken war sie von der Königin Kandace erbaut, welcher der Kämmerer aus dem Mohrenland (Apostelgeschichte 8, 27 ff.) das Christentum übermittelt hatte. Spätere Reisende haben in der Terrasse den Unterbau eines griechischen Tempels erkennen wollen, der entweder in der Blüteperiode Aksums, als hier die Gebildeten griechisch sprachen (etwa 300 n. Chr.), oder gar schon unter Ptolemäus Euergetes (247—221 v. Chr.), der Nordabessinien eroberte, entstanden sein könnte.¹ Die Ansicht, daß diese Terrasse griechisch ist, möchte ich durch folgende Bemerkung stützen: gibt es auch in Äthiopien viele terrassenartige Unterbauten bei Kirchen oder Häusern, so bestehen sie doch allgemein aus Bruchsteinen, während die Konstruktion in Aksum aus Hausteinen sorgfältig gefügt ist.

Im äußeren Vorhof der Zionskirche bemerkt man elf oder zwölf steinerne Sitze von sauberer Arbeit, aber jetzt zerstört. Sie gelten für die Stühle der zwölf obersten Richter; so sagte man uns, und so berichtet schon Alvarez. Andre haben vermutet, daß sie Throne von zwölf verschiedenen Königen waren, deren Taten an den Seiten-

¹ Die Inschrift von Adulis nennt übrigens Aksum nicht unter den von Ptolemäus eroberten Städten.



Assistierende Priester bei dem Festgottesdienst in Aksum mit den
Weihgeschenken der letzten Kaiser

lehnen aufgezeichnet standen; solcher Inschriftsteine hat man mehrere gefunden. Die Ausführung dieser Steinsessel ist so exakt, daß man noch heute deutlich erkennt, wie Sitzstein, Seiten- und Rückenlehnen, sowie der steinerne Fußschemel ineinandergefügt waren. Zerstört sind sie anscheinend nicht von Menschenhand,



Der Krönungsstuhl im Hofe der Kathedrale von Aksum
(Photographie C. Bosch)

denn am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fand Alvarez sie unter einer gewaltigen Sykomore, deren Wurzeln die scheinbar für die Ewigkeit errichteten Throne umzustürzen begannen.

Inmitten dieses Hofes sieht man die Reste des Krönungsstuhles, auf welchem bis in die letzte Zeit die äthiopischen Herrscher die Krone empfangen haben. Die plumpen Säulen daneben trugen wohl einen Baldachin. Von den zahlreichen Skulpturen, die Alvarez noch im Tempelbezirk fand, scheint heute nichts mehr erhalten zu sein. Sie stellten Vögel, Hunde und namentlich Löwen vor, die teils als Prellsteine, teils als Wasserspeier dienten; denn damals hatte Aksum eine Wasserleitung, deren Reste man heute noch erkennt.

Die Zionskirche liegt an der südlichen Ausmündung eines Tales, das zwei kahle Hügel einschließen. Zwischen ihnen breitet sich der große Platz, auf welchem die merkwürdigsten Monumente Aksums stehen: die Monolithen. Man weiß nicht, wer diese obeliskartigen Steine errichtet hat und was sie bedeuten; vielleicht waren sie Denksteine der Könige oder bezeichneten ihre Gräber, vielleicht waren sie einer Gottheit geweiht. Man sieht in einer etwas unregelmäßigen Reihe fünf und weiterhin drei Stelen aufrecht stehen, andere sind umgesunken oder gefallen und im Sturz zerbrochen; im ganzen sollen über hundert noch existieren.

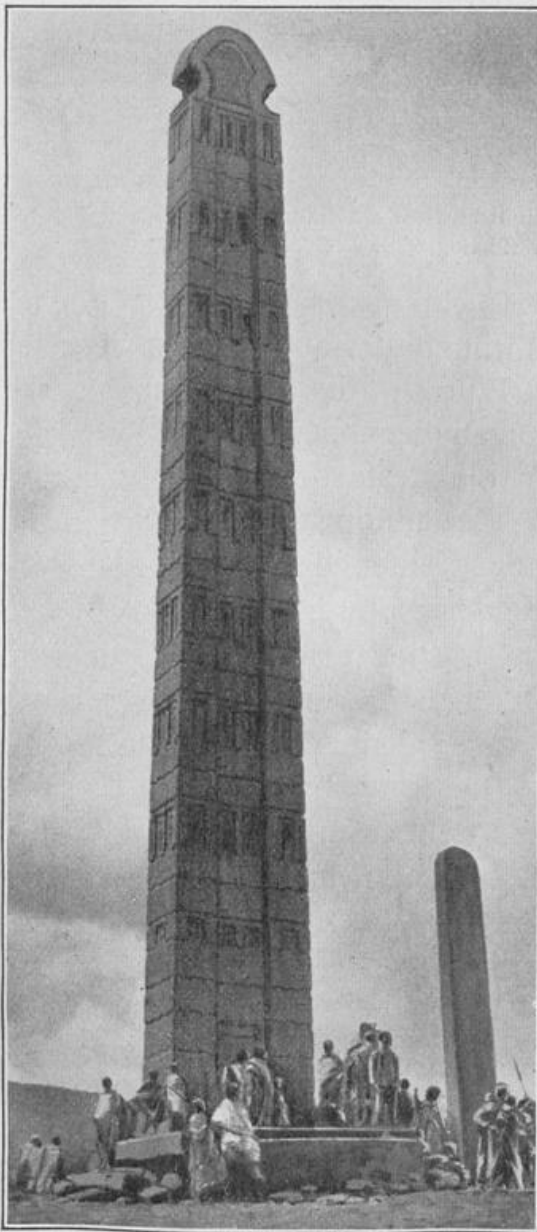
Auf alle Reisenden seit Alvarez hat der einzige große Stein,

welcher noch in der ursprünglichen Stellung steht, einen tiefen Eindruck gemacht. Es ist ein mächtiger Monolith, über dem Boden 20 m hoch, und in seiner ganzen Länge trägt er eine sauber ausgeführte und vortrefflich erhaltene Skulptur, welche sonderbarerweise Stockwerke darstellt. Unten sieht man eine Tür, dann in doppelter Mannshöhe die Fenster eines Zwischengelasses und darüber acht Stockwerke; ein halbmondförmiger Aufsatz krönt statt eines Daches diese merkwürdige Nachahmung eines Turmes. Vor der Stele liegt eine riesige Altar- oder Opferplatte mit Blutrinnen.

Solcher, mit Stockwerkarchitektur geschmückter Stelen gibt es

noch fünf, die jedoch alle umgefallen sind. Von ihnen mißt eine 24 m, die größte sogar 33 m; sie übertrifft den größten bekannten Monolith der Welt, den Obelisk des Lateran in Rom, um nahezu einen Meter Länge. Diese Stele liegt in drei Stücke zersprungen in den Höfen dreier Häuser, man hat sie zur Herstellung von Mauern und eines Kellers benutzt. Auch hier ist der Skulpturenschmuck wunderbar erhalten. Andre Stelen sind kleiner und teils mit andren Motiven, teils gar nicht dekoriert. Unter ihnen fallen drei sehr roh behauene spitze Steine auf, die nördlich der großen Säule stehen. Sind sie die ältesten Stelen, die einer barbarischen Urzeit angehören, oder bezeichnen sie den Verfall der aksumitischen Kunst, eine Zeit, da ein schwächeres Geschlecht keine Riesensteine mehr aufzurichten verstand?

Aksum ist voll von solchen Rätseln; die Archäologie wird hier noch viel Arbeit finden. Ein Anfang systematischer For-



Stelen auf dem Denkmalsplatz in Aksum

schung ist in diesem Jahre (1906) gemacht worden: eine Expedition, die unser Kaiser auf Meneliks Wunsch nach der „Mutter der Städte Äthiopiens“ entsandt hat, ist vor kurzem mit einer Fülle neuer Aufschlüsse zurückgekehrt.¹

Dem Monolithenplatz gegenüber ist in den lebendigen Fels eine rechtwinklige Höhlung gehauen, die vielleicht zu einem unvollendet gebliebenen Heiligtum gehörte.

Talaufwärts ist ein großes, halbkreisförmiges Bassin erhalten, offenbar das Sammelbecken der antiken Wasserleitung, noch heute schöpfen die Frauen und Mädchen daraus. Malerisch ist das Häuserviertel am Bergabhang daneben. Eine gute Viertelstunde weiter zeigt man, fast auf der Höhe des Hügels, eine große, unterirdische Grabanlage, in welcher die Könige Kaleb (der Zeitgenosse Justinians) und Gebra Maskal ruhen sollen. Die deutsche Aksum-Expedition hat den Beweis erbracht, daß sich über den Grabkammern ein großer, reichgegliederter Palast mit zwei symmetrischen Flügeln rechts und links einer Terrasse erhob.

Am Westende der Stadt liegt eine andre, anscheinend noch ältere

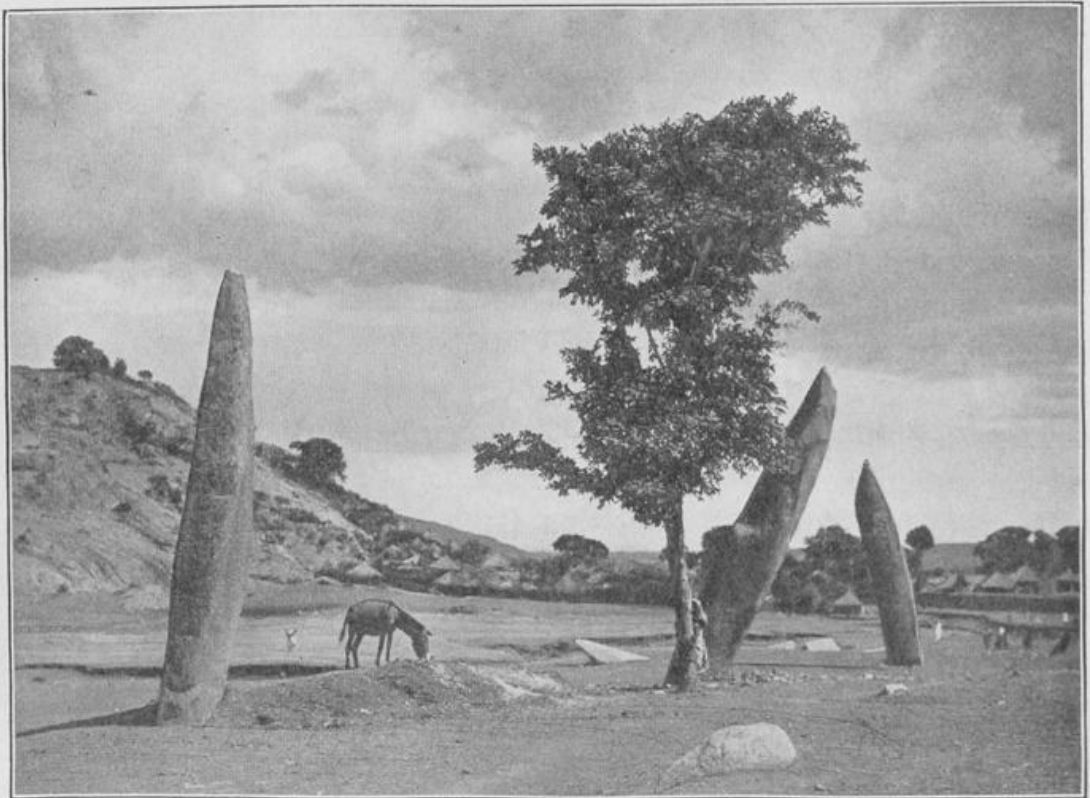


Bruchstück des größten Monolithen in Aksum; mit Stockwerk-Skulptur
(Photographie C. Bosch)

¹ Vorbericht der deutschen Aksum-Expedition von E. Littmann und D. Krencker; Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften, 1906. Herr Professor Littmann hat mir die zurzeit noch nicht im Druck erschienene Arbeit freundlichst zugänglich gemacht; ihr sind mehrere Daten unsres Textes entnommen.

Grabanlage, welche als die Ruhestätte Menileheks gilt, des Sohnes Salomos. Die Gebeine des Begründers der äthiopischen Dynastie sollen kurz nach unsrem Besuch in Aksum in die Zionskirche übergeführt worden sein. Unfern befindet sich die einzige Tierfigur, die sich in Aksum unversehrt erhalten hat, eine Löwin in Flachrelief, nicht übel in der Bewegung. Am gegenüberliegenden Ostende der Stadt sieht man fortlaufende Schutthaufen, unter denen vermutlich Paläste und Häuser verborgen liegen; auch Trümmer steinerne Königsthronen und mehrere Stelen bemerkt man. Hier steht auch der berühmte Stein des Aizanes, der auf seiner besser erhaltenen Unterseite eine lange griechische Inschrift trägt, während die Oberseite kaum leserliche semitische Schriftzeichen bedecken. Es gelang Professor Littmann festzustellen, daß diese den Text der griechischen Inschrift noch zweimal wiederholen, in sabäischer und in altäthiopischer Schrift.

Unsre Besichtigung der merkwürdigen Ruinenstadt wurde durch einen schweren Regenguß unterbrochen; im Galopp erreichten wir mit Mühe die schützenden Zeltdächer, grade als die ersten Tropfen niedergingen. Zum Mittagsbrot sahen wir bei uns den Gouverneur Aksums, der eigene Verwaltung hat; sein Titel ist Nebrid, was uns



Rohbehauene Stelen an der Königsstraße in Aksum

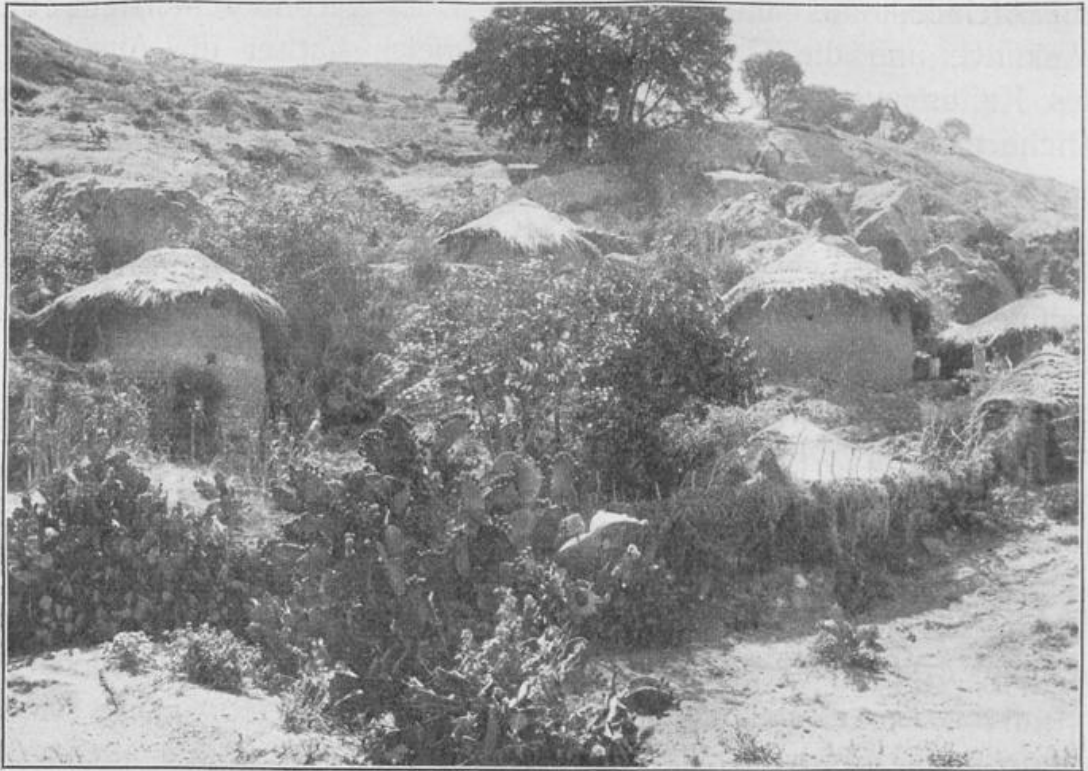
mit Archidiakonus übersetzt wurde. Dem Nebrid untersteht die Exekutive und die Gerichtsbarkeit; zugleich hat er die Ausübung des Kultus zu überwachen. Er ist der oberste Würdenträger der Kirche nach dem Abuna und dem Etschege und, in deren Abwesenheit, ein mächtiger Mann; das Amt des Nebrid ist in einigen alten Familien des Landes erblich.

Unser Gast war ein Mann von angenehmen Formen, doch gestattete uns die Flüchtigkeit unsrer Bekanntschaft natürlich kein Urteil über ihn. Nur einer kleinen Episode will ich gedenken. Als ihm an unsrem Tisch Speisen gereicht wurden, bediente er sich zwar, aß aber nicht. Mein Bruder nötigte ihn zuzulangen. Da sagte er, etwas betreten: „Verzeiht, ich habe nicht bemerkt, daß Euer Koch von den Speisen gekostet hat.“ Das geschieht, wie wir wissen, zur Verhütung von Giftmorden, vor welchen sich die Kirchenfürsten in Äthiopien ebenso fürchten, wie die weltlichen. Unser Nebrid wurde beruhigt, die Deutschen pflegten ihre eingeladenen Gäste nicht zu vergiften. Er entschuldigte sich lachend mit den Gebräuchen seines Landes und aß dann mit gutem Appetit; es bekam ihm auch gut.

Als wir am andren Morgen vor unsre Zelte traten, sahen wir das burgartig umwehrte Semien vollständig in Schnee gehüllt. Trotz der Entfernung von 100 km konnte uns darüber kein Zweifel bleiben, und die Beobachtung interessierte uns lebhaft, denn bei der Durchreise hatten wir dort oben nur wenige kleine Schneeflecke gesehen. Merkwürdigerweise hat Bruce auf das bestimmteste in Abrede gestellt, daß es je in Semien schneie, während Rüppell dort fast im Schnee stecken geblieben ist. Nach unsren Informationen pflegt es im Hochgebirge zu schneien, wenn auf das niedrigere Land kühle Regen fallen, besonders im September, gegen Ende der großen Regenzeit, und offenbar bleibt der Schnee lange Zeit liegen.

Auch Theodore Bent¹ sah von Aksum aus die weißen Berge und erinnert an eine sehr alte Nachricht von diesem Schneegebirge inmitten der Tropen. In Adulis, der alten Hafenstadt Äthiopiens, — unfern des heutigen Massaua, — sah der gelehrte Kaufmann und Mönch Kosmas Indikopleustes in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts einen marmornen Thron, den Ptolemäus Euergetes I. (247—221 v. Chr.) errichtet hatte. Er trug eine lange Inschrift, den Bericht über Eroberungszüge nach Äthiopien; Kosmas schrieb sie auf Veranlassung des großen Königs Kaleb von Aksum ab. So ist sie uns erhalten geblieben, während der Thron selbst, der vermutlich

¹ The sacred city of the Ethiopians, S. 153.



Priesterwohnungen in Aksum

den Steinsesseln in Aksum zum Vorbilde gedient hat, seitdem verschollen ist. In dieser Inschrift heißt es unter andrem: „Die Völker von Semien, jenseits des Nil (Takase), wohnen auf unersteiglichen und schneebedeckten Gebirgen, wo es Schneestürme und Kälte gibt und Schnee so tief, daß ein Mann bis an die Knie einsinkt.“

Am zweiten Tag zerstreuten wir uns in allen Richtungen über die Ruinenfelder der uralten Stadt. Ich selbst begleitete Dr. Flemming, der von einigen Inschriften Abklatsche zu machen versuchte. Es war aber sehr windig, wodurch die Arbeit ungemein erschwert wurde; ich selbst photographierte die Inschriften, gleichfalls mit geringem Erfolg. Dann verweilten wir längere Zeit bei den Geistlichen der Zionskirche, deren Bücherschätze Dr. Flemming studierte, bis uns wiederum ein drohender Gewitterregen in das Zeltlager zurücktrieb. Mißmutig sahen wir in den klatschenden Guß hinaus, denn schon am Nachmittag sollten wir Aksum verlassen und nach Adua weiterziehen. Der Gedanke, daß andre Deutsche bald hier studieren und arbeiten sollten, wo wir nur wie Touristen flüchtig hatten weilen dürfen, erfüllte uns fast mit Neid; aber freilich, die Aufgaben, welche Aksum der Forschung stellt, kann nur der mit dem ganzen Werkzeug der Wissenschaft wohlversehene Fachmann zu lösen hoffen.

So wenig von dem Glanz der zweitausendjährigen Stadt übrig

geblieben ist, so hat doch noch kein Besucher sich dem Eindruck verschließen können, daß das alte Aksum von einem ganz andren Geschlecht bevölkert war, als die heutigen Abessinier es sind. Wir haben Menelik als Bauherrn gesehen. Seine Werke, die man heute im Lande als Wunder anstaunt, sind, mit Aksum verglichen, große Baracken. Heute baut man in Abessinien aus Reisig und Spaltholz oder höchstens mit Verwendung von Bruchsteinen und Erdmörtel, die man auf der Schulter heranträgt, da man nicht Wagen, noch Rad oder Flaschenzug kennt. Wer hat die großen Platten der Terrasse unter der Zionskirche in Aksum behauen und solid gefügt, wer die Quadern und Gewölbe des Palastes, in dessen Grabkammer Kaleb ruht? Wer hat die ungeheuren Monolithen aufgerichtet und mit ihrem Skulpturenschmuck ausgestattet? Waren es Fremde, Ägypter, Sabäer oder Griechen? Welche Bande verknüpften das Kunstleben in der äthiopischen Hauptstadt mit Architektur und Plastik älterer Kulturvölker? Oder gab es in Aksum gar eine autochthone Kunst? — Wer weiß, ob die Forschung uns je diese Fragen beantworten wird. —

Von Aksum führt eine alte Heerstraße von 24 km Länge nach Adua, der jetzigen Hauptstadt Tigres. Wir brachen am 1. Mai 1905 nachmittags, als der Regen nachgelassen hatte, dahin auf und durchritten zunächst die uninteressante Hochebene östlich Aksums; der einzige Gegenstand der Aussicht, der hornförmige Damo-Galila, wurde uns bald durch nahe niedrige Rücken verdeckt. In der Nähe des Dörfchens Addi-Jesus öffnete sich uns aber überraschend der Blick auf das Tal von Adua und die schönen zackigen Gipfel dahinter; nirgends in Abessinien sind wohl die Bergformen so frei und kühn modelliert, wie bei Adua. Selbst im Semiengebirge beherrscht die Horizontallinie der Plateaus die Landschaft, während die Aduanerberge so schroff und stolz aufragen, wie manche unsrer Kalkalpenzüge. Die absolute Höhe ist jedoch für Abessinien gering, nur ein Gipfel, der Semajata, erreicht über 3000 m, und selbst die relative Erhebung ist unbedeutend und beträgt höchstens 1200 m, trotzdem wirkt die zerrissene Kette durchaus großartig.

Gegen Abend erreichten wir die ausgedehnte Stadt, die im heutigen Abessinien die dritte Stelle einnimmt. Kirchen und Häuser sind allgemein aus Stein gebaut, und die Gehöfte grenzen mit steinernen Mauern an enge Gassen; dadurch erhält Adua weit mehr ein städtisches Aussehen, als Adis-Ababa. Viel Volk kam uns entgegen, teils zum offiziellen Empfang, teils aus Neugierde, und zum ersten- und letztenmal sahen wir auch gutgekleidete Frauen und

Mädchen in der Menge. Das weibliche Geschlecht scheint sich in Tigre einer größeren Bewegungsfreiheit zu erfreuen als in den südlichen Provinzen, das Benehmen der Frauen in der Öffentlichkeit ist sicherer und, wie das Auftreten der Männer, selbstbewußter.

Überall durch Zuruf und das landesübliche „Illillill“ begrüßt, umzogen wir einen Teil der Stadt und schlugen unser Lager auf einer Wiese unter dem Schelloda-Berg (2557 m) auf, einer kahlen Felsenpyramide, welche Adua um 600 m überragt. Es dämmerte bereits, so daß wir die Besichtigung der Stadt auf den folgenden Tag verschieben mußten; desto mehr erfreute uns das Eintreffen der Post, die außer langentbehrten Zeitungen meinem Bruder die Nachricht von seiner bevorstehenden Ernennung zum Gesandten in Marokko brachte.

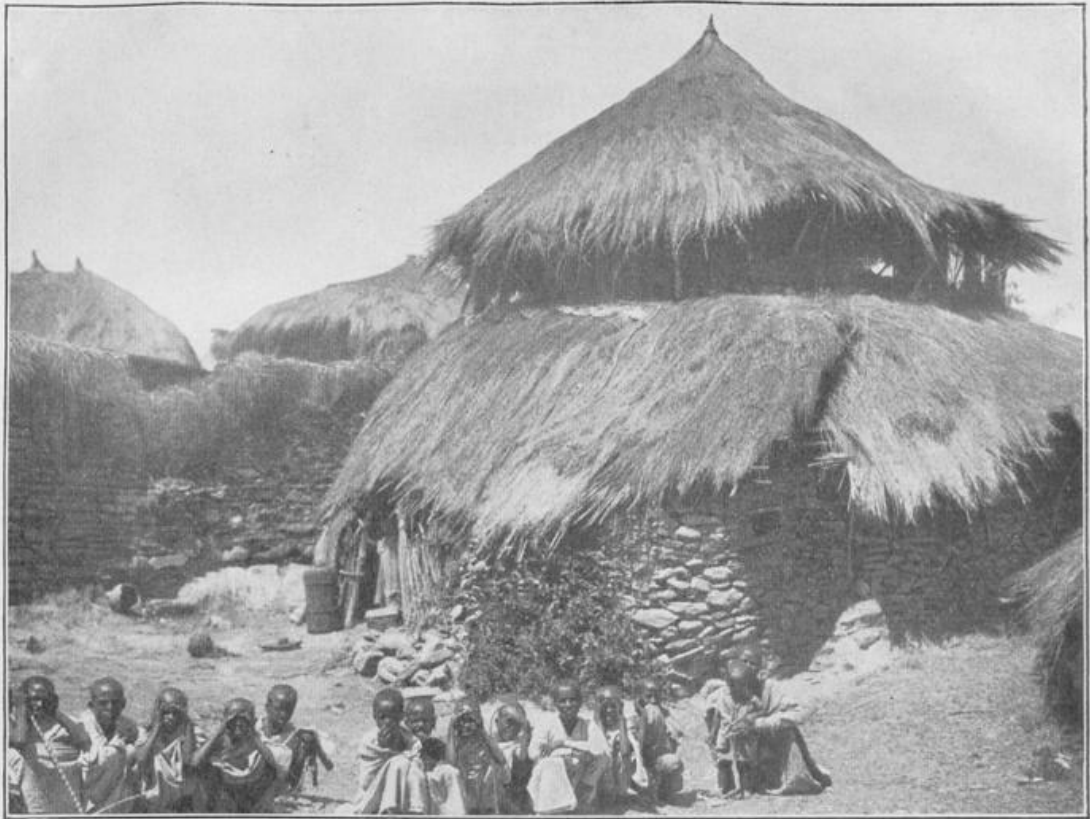
Obwohl es in dieser Jahreszeit fast jeden Mittag einen Regenguß gab, herrschte früh strahlend schönes Wetter, als wir gemeinsam nach Adua hinaufritten. Zwar fehlen offene Läden und Magazine, zwar sind die Straßen winklig und eng und die Dächer allgemein mit Stroh gedeckt; gleichwohl erschien uns der Ort fast großstädtisch nach den Reisighütten in Amhara, Godjam und Schoa. Von der Höhe der Kirche, welche Ras Makonen nach der Niederwerfung Ras Mangaschas gegründet hat, — sie ist nicht vollendet worden —, hat man einen sehr schönen Blick über die ausgedehnten Quartiere der Stadt und die malerische Bergkette an ihrer Nordseite bis zu dem spitzen Damo-Galila im Süden.

Ein Hügel am Fuß des Schelloda trägt ausgedehnte Mauerreste. Es sind die Ruinen Fremonas, der ersten Niederlassung der Jesuiten in Abessinien, die ihren Namen nach Frumentius trägt, dem Apostel Äthiopiens. Seit Jahrhunderten zerstört, hat Fremona seines langen Mauerkranzes wegen auch noch als Ruine für Adua die Bedeutung eines Kastells gehabt und ist oft umkämpft worden. Unzweifelhaft haben aber die Bauten der Jesuiten den Tigrenern auch Vorbilder geliefert. Heute sind zwar in Adua, wie in Aksum und Gondar, zweistöckige Häuser allgemein, aber vor der Ankunft der Jesuiten scheint man sie nicht gekannt oder vielmehr längst vergessen gehabt zu haben. Wir sehen das aus dem Bericht über die Bauten des Pedro Paëz auf Gorgora: als er zweistöckige Gebäude aufführte, war das Staunen der Abessinier groß und kopfschüttelnd meinten sie, der Moallim „setze ein Haus auf ein anderes“. Aber die Vorteile solcher Bauart müssen ihnen bald eingeleuchtet haben; das Untergeschoß nahm die Dienerschaft, die Vorräte, oft auch das Vieh auf, der erste Stock erhielt zwar nur einen Raum, doch dieser konnte lediglich als Wohnung für den Besitzer dienen.



Ein Blick auf Adua von der Kirche Ras Makonens; gegenüber der Schelloda (2557 m)

Die Bevölkerung Aduas war in den Jahren der Wirren auf etwa 3000 herabgesunken, ist jetzt aber wieder erheblich gestiegen. Wenn eine einigermaßen zuverlässige Schätzung der in zerstreuten Quartieren und allgemein ummauerten Grundstücken verzettelten Bewohnerschaft auch unmöglich ist, so möchte ich nach der Menschen-



Haus und Gehöft in Adua

menge, die wir bei unsrem Empfang sahen, und nach dem Besuch mehrerer Wohnhäuser doch glauben, daß die Stadt wenigstens 10000 Seelen zählt. Namentlich fiel uns die Menge der Kinder auf; die Tigrener sind strenger monogam und entsprechend fruchtbarer als die Südabessinier, und obendrein schicken viele Leute vom Lande ihre Knaben nach Adua in Pension, wo es einige gelehrte Priester gibt, die als Erzieher der Jugend großen Zulauf haben. Adua ist auch Station der italienischen Telegraphenlinie nach Adis-Ababa; mehrere Italiener leben in der Stadt.

Die Hauptkirche Aduas ist dem Erlöser der Welt (Medhanaë-Alem) geweiht. Sie krönt einen Hügel in der unteren Stadt und liegt inmitten eines Hofes voll alter Bäume, den eine hohe Mauer mit turmartigen Einbauten umgibt. Uns empfing die Geistlichkeit, etwa hundert Personen, auf dem freien, ebenen Platz vor der Kirche mit einem Festgottesdienst. Wie in Aksum, so waren auch hier für uns Sessel aufgestellt, die Priester standen im Viereck ringsum und sechs auserlesene Tänzer führten den heiligen Reigen auf, würdig und kunstvoll zugleich. Wieder schwoll und zitterte der Gesang, die Sistra zischten und die silbernen Pauken erdröhnten. Die Kirche von Adua kann sich nicht mit dem Reichtum Aksums messen, Kreuze

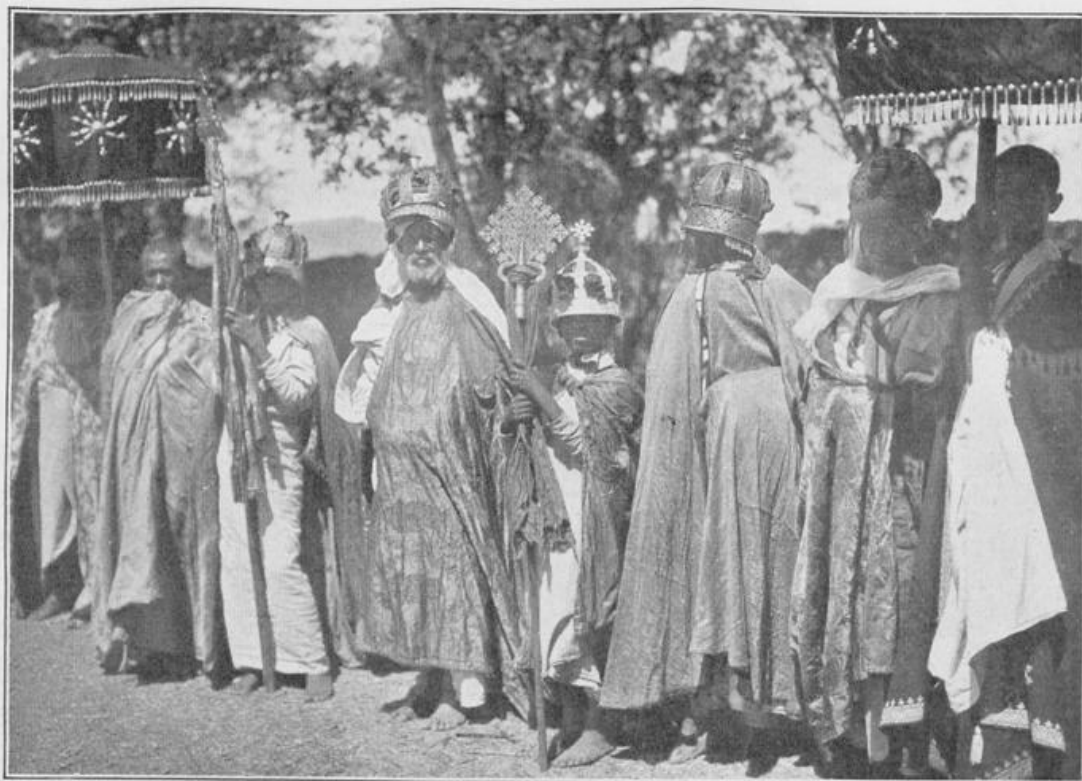
und Kronen waren aus Messing, statt aus Gold, geblümter Kattun ersetzte kostbare Brokatstoffe, aber im ganzen wirkte das Bild kaum weniger malerisch. Im Spalier standen eisgraue Greise neben halbwüchsigen Knaben, denen die pittoresken Kronen halb über den Kopf sanken, wie deutschen Kindern beim Umzug am Dreikönigstage. Purpurne Baldachine, mit Sternen aus getriebenem Silber benäht, wechselten mit alten seidenen Fahnen ab, deren reiches Farbenspiel gegen einen freundlichen Kranz grüner Bäume und die grauen Felsenberge dahinter kontrastierte.

Nach Besichtigung der Kirche, eines großen Rundbaues mit reichem Gemäldeschmuck, zerstreuten wir uns über die Stadt, um unsren Studien nachzugehen. Ich ließ mich von einem jungen Priesterschüler, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, in das Quartier der Falascha führen. Es war ein Gehöft mit fast burgartiger Umwehrung; während ich noch mit ein paar handfesten Kerlen am inneren Tor über den Eintritt verhandelte, kam ein wohlgekleideter junger Mann heraus und lud mich im Namen seines Vaters, des Ältesten der Falascha, zum Nähertreten ein.

Ich sah sofort, daß ich hier bei wohlhabenden Leuten war. Einen inneren Hof umrahmten Ställe und Hütten für die Dienerschaft, eine



Tanzende Priester beim Festgottesdienst in Adua



Spalierbildende Geistliche und ihre Schüler beim Festgottesdienst in Adua

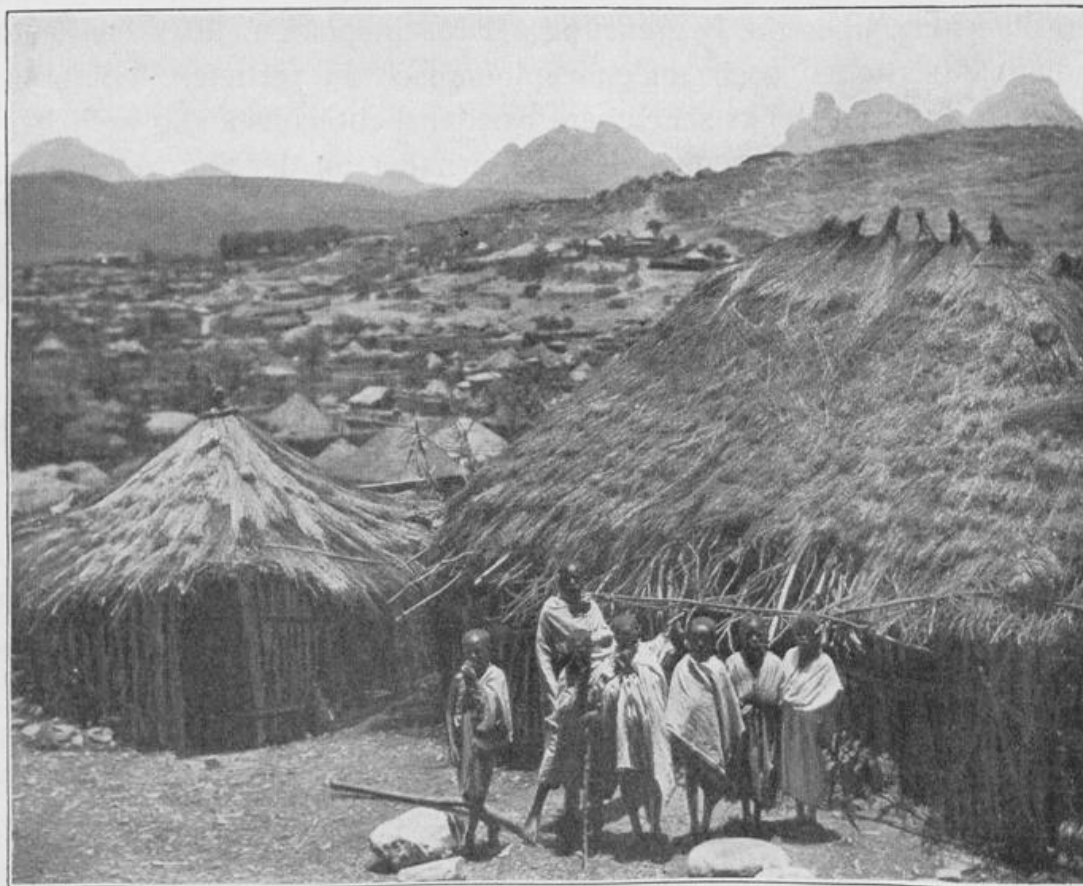
große Laube diente als Küche, ein steinernes Gebäude links bildete offenbar die Wohnung der Frauen; aus den vergitterten Fenstern lugten neugierige Mädchenköpfe, aus der Türspalte drang das kokette Kichern der Dienerinnen. Man führte mich in ein kleineres Haus mit ägyptischen Holzgittern an den Fenstern; auf der Schwelle empfing mich der Hausherr, ein behäbiger Mann von etwa 50 Jahren. Er lud mich zum Sitzen ein; ich wollte meinen Besuch motivieren, aber er bat mich, zuvor mit ihm zu speisen. Aus einer silbernen Kanne goß ein Diener uns über einem silbernen Becken Wasser auf die Hände, dann wurde der Brotkorb hereingebracht, den der Hausherr abdeckte, und ein einfaches, aber wohlschmeckendes Mahl wurde aufgetragen.

Erst nach dem Kaffee durfte ich den Zweck meines Besuches berühren. Ich sagte meinem freundlichen Wirt, daß uns das Los seiner Stammesgenossen in Gondar und Semien bewegt habe, und daß es in Deutschland viele wohlhabende und wohltätige Juden gebe, die man vielleicht für die äthiopischen Glaubensbrüder interessieren könne. Ich kam nicht weiter, denn ich merkte, daß das angeschlagene Thema wenig angenehm berührte. Den Falascha in Gondar und Semien, sagte mein Wirt, sei nicht zu helfen. Warum ließen sie sich nicht taufen, wie er es mit den Seinigen getan hätte? Seitdem gehe

es ihnen gut, sie hätten über nichts zu klagen. Es sei ihr Wunsch niemandes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — Dabei blieb es.

Es war mir klar, daß ich Mißtrauen erregt hatte. So brach ich ab und bat, mir Proben der gerühmten Handfertigkeit der Falascha zu zeigen. Der Hausherr ließ einen Brotkorb holen, den seine eigne Frau geflochten hatte, eine rundliche Dame, die im Hintergrund schaltete. Der Korb war prächtig mit bunter Seide besponnen und durch Ornamente von getriebenem Silber gegliedert; den Deckel schmückte ostentativ das Kreuz. Der Besitzer sah meine Bewunderung für das reiche und geschmackvolle Stück und nannte einen Preis, war aber nicht zum Verkauf zu bewegen; der Handel würde in der Stadt bekannt werden und ihm kein Glück bringen! Auch dabei blieb es.

Vom Gehöft der Falascha aus sieht man über die Hügel im Nordosten der Stadt einen Teil der schroffen Berge, zwischen welchen sich die große Schlacht vom 1. März 1896 abspielte. Daß eine Armee inmitten dieses wildzerrissenen Gebirgslandes einen fünffach überlegenen und des Geländes kundigen Gegner angegriffen haben soll, scheint fast unglaublich. Und doch war es so.



Aus dem Falascha-Quartier in Adua
Im Hintergrund das Schlachtfeld von 1896

Trotz wechselnder Strömungen und manchen Schwankens in seiner afrikanischen Politik, durfte Italien auf eine lange Reihe von Erfolgen zurückblicken, als ihm in Menelik, seinem früheren Freund, ein gewaltiger Gegner erwuchs. Mit verhältnismäßig geringen Opfern hatten die Italiener ein weites und wertvolles Gebiet erworben und siegreich gegen Ras Alula, den Negus Johannes und dessen Sohn Mangascha verteidigt. Dem Vordringen der gefürchteten Mahdisten hatte eine Handvoll italienischer Kolonialtruppen Halt geboten; der Held, der überall siegte, wo er nur auftrat, war der General Oreste Baratieri. Zum Gouverneur von Eritrea ernannt, warf er Mangascha aus Tigre und verleibte die große und reiche Provinz der Kolonie ein. Damals schien es, als ob Italien ganz Abessinien zu nehmen im Begriff sei; italienische Karten setzten über weite Landstrecken ihr „Protettorato italiano“, so über Amhara bis zum Tanasee, die nubischen Vorlande mit Metemmeh, über Harar und Ogaden, und in Godjam, Schoa, in Kaffa und andren Gallaländern waren italienische Agenten tätig.

Menelik rüstete in aller Stille. Jahre gingen darüber hin, ohne daß er einen entscheidenden Schritt tat. Inzwischen verhandelte er mit den Italienern über die Begrenzung der Machtsphären, über das Recht Italiens Abessinien nach außen diplomatisch zu vertreten. Baratieri ließ sich durch Meneliks scheinbare Friedensliebe vollständig in Sicherheit wiegen. Den Berichten der Befehlshaber an der Grenze, welche Meneliks Aufmarsch meldeten, schenkte er keinen Glauben; er hielt in Massaua Paraden ab, als Makonen die Grenztruppen angriff, und untersagte sogar dem General Arimondi, die Vorposten zu unterstützen. So begann der Feldzug mit den beiden Schlappen von Amba Aladji (6. Dezember 1895) und Makalle (7.—21. Januar 1896); Menelik umging Baratieris feste Stellung bei Adagamus und öffnete sich so den Weg nach Adua: bis auf den Bezirk von Adigrat war damit ganz Tigre für Italien verloren.

Nun erkannte die Regierung wohl, daß gegen Menelik ganz andre Truppenmassen nötig waren, als der optimistische General gemeldet hatte. Italien brachte jedes Opfer, um die engagierte Ehre zu retten, aber je mehr Bataillone nach Eritrea geworfen wurden, desto schwieriger wurde ihre Verpflegung. Es war klar, daß der Feldzug rasch zu Ende geführt werden mußte. Trotzdem zauderte Baratieri, der keinen Feldzugsplan zu entwerfen verstand; er hoffte, die schoanische Übermacht werde angreifen. Doch Menelik hatte bei Amba Aladji und Makalle das Feuer der Italiener kennen gelernt und hütete sich vorzugehen. Da er aber wohl noch mehr als seine

Gegner unter Verpflegungsschwierigkeiten litt, so verleitete er Baratieri durch List zum Angriff, indem er den italienischen General erfahren ließ, im abessinischen Lager sei eine Hungerrevolte ausgebrochen, das große Heer sei im Begriff sich aufzulösen, Menelik und Taïtu seien nach Aksum abgezogen.

Die Nachricht war nach den Verhältnissen nicht unglaublich. Baratieri hat sie offenbar für exakt angesehen und handelte dann folgerichtig, als er den sofortigen Angriff befahl.¹ Aber in seinen Einzelheiten war dieser Befehl schwach, er konnte mißverstanden werden und — er wurde mißverstanden. Drei Brigaden sollten in der Nacht eine Offensivstellung einnehmen; eine von ihnen, diejenige des General Albertone, ging infolge einer Unklarheit in Baratieris Befehl 7 km zu weit vor. Sie stieß auf weit überlegene Kräfte, das Gros der Abessinier; Baratieri rief sie nicht zurück, entschloß sich aber erst nach Stunden ihr Unterstützung zu senden. Die hierzu bestimmte Brigade Da Bormida setzte er so schlecht an, daß sie, auf der Suche nach einem Weg zu ihrer Stellung, in dem Labyrinth fast unersteiglicher Berge in eine Schlucht geriet, welcher sie folgen mußte, bis sie, von der übrigen Armee vollständig getrennt, sich gleichfalls von den Feinden umzingelt sah. Die geschlagenen Bataillone fluteten, im Handgemenge mit den Abessiniern, als unentwirrbare Knäuel auf die Hauptstellung zurück, deren Feuer dadurch paralysiert wurde. In dem ungemein schwierigen Gebirgsgelände bewegten sich die Europäer mühsam und schwerfällig, während die barfüßigen Abessinier mit Katzenschwandtheit vorgingen. Bald war auch die letzte Aufnahmestellung der Italiener umgangen und die Schlacht auf allen Punkten entschieden.

An diesem Tage fochten auf italienischer Seite 17450 Mann, von denen 6600 fielen, darunter die Generale Da Bormida und Arimondi und 266 andre Offiziere. An Verwundeten verloren die Italiener 1419 Mann, an Gefangenen über 1500 Mann. Auf ihrem fluchtartigen Rückzug fielen manche vor Erschöpfung, viele andre wurden von der durch Feuerzeichen avertierten Landbevölkerung erschlagen. Nicht einmal die Verwundetentransporte schonten die Abessinier. Die Leichen wurden geplündert und unbeerdigt gelassen.

Doch auch Menelik erlitt große Verluste. Die Italiener hatten sich bis auf den letzten Mann tapfer und selbst erbittert geschlagen,

¹ Es ist oft behauptet worden, daß ein anderes Motiv den General zu dem folgenschweren Entschluß veranlaßt habe: er soll gewußt haben, daß er das Oberkommando an General Baldissera abgeben sollte, und habe vor der Zeit angegriffen, um sich den Ruhm zu sichern. Es scheint, daß dieser Vorwurf unbegründet ist.

und von den 80000 Abessiniern, die voll Todesverachtung Stellung auf Stellung genommen hatten, sollen 7000 gefallen und 10000 verwundet worden sein.

General Baldissera stellte Italiens Kriegsehre wieder her. Die kluge und loyale Politik der italienischen Diplomaten tat dann das weitere, um den Krieg zu beenden und zwischen beiden Staaten dauerhafte Verhältnisse zu schaffen, die bald wieder freundschaftliche wurden. Zwei tüchtige Kriegsvölker hatten sich schätzen gelernt. —

Am Abend des 2. Mai sahen wir den Gouverneur Tigres, Dedjasmatsch Gesáse, bei uns. Als er spät, in sehr finsterner Nacht, aufbrach, ließ ihm unser Gesandter den Heimweg mit Magnesiumfackeln erhellen, was großes Aufsehen machte. Es geschah dies gewissermaßen als Ersatz für das übliche Geschenk; unser Vorrat an geeigneten Objekten war völlig erschöpft. Jeder Machthaber unterwegs hatte für seine Bemühungen eine Gabe erwartet und seine Wünsche gelegentlich auch recht naiv geäußert. So schrieb ein Gouverneur:

„Dieser Brief gelange an den Gesandten Dr. Rosen. Wie geht es Dir? Mir und meinen Kriegern geht es gut. Die goldene Uhr, die Du mir gesandt hast, habe ich erhalten. Aber ich erwartete eine goldene Kette dazu. Seht doch ein-



Petrus, Metropolit des Stuhles von Abessinien
Addi-Abun bei Adua

mal in Euren Koffern nach, ob sie nicht dageblieben ist?“ —

Am 3. Mai brachen wir früh auf; unser letzter Marsch in Abessinien stand vor uns. Wir umgingen den Südfuß des Schelloda und ritten im Tal des Mai-Goga aufwärts; links sahen wir die Ruinen Fremonas. Dann berührten wir ein großes und reiches Dorf Addi-Abun, das dem äthiopischen Bischof gehört. Ein koptischer Geist-

licher, der hier residierte, der Metropolit Petrus, hatte uns zu kurzem Besuch geladen. Er empfing uns mit einem Festgottesdienst und bestand dann darauf, uns trotz der frühen Stunde — es war zwischen 7 und 8 Uhr — zu einem opulenten Diner in sein Haus zu bitten. Unsre Karawane, die weiter gezogen war, würden wir leicht einholen. So blieben wir denn, vermochten aber beim besten Willen nicht, es dem gesegneten Appetit des gastfreien Geistlichen gleichzutun.

Unter stechender Sonne trabten wir dann unsre Straße. Von Osten mündete in das freundliche Wiesental eine enge Schlucht zwischen ragenden Bergen: das war Mariam Schavitù, wo die Brigade Da Bormida den Verzweiflungskampf durchzufechten hatte. Dann überschritten wir steinige Höhen, die hin und wieder malerische Blicke auf das Berggewirr von Adua gewährten. Endlich sahen wir die weite, sandige Niederung des Fließchens Mehuquam vor uns. Wir hätten hier gern gelagert, denn die Lasttiere litten sichtlich unter der stechenden Hitze, aber es gab, trotz der Regengüsse der letzten Tage, kein Wasser weit und breit. So mußten wir bis zum Mareb weiterziehen, dem Grenzfluß Abessiniens, den wir nach einem Marsch von 40 km gegen Abend erreichten. Lechzend eilten wir zum Fluß hinab, aber eine bittere Enttäuschung erwartete uns: statt Wassers wälzte er eine dicke, lehmig-schlammige Brühe, die selbst die halbverschmachteten Maultiere kaum anrührten. In Eritrea hatte die Regenzeit begonnen und der Mareb trug den fetten Schlamm des Plateaus zu Tal, der Ägypten befruchtet. Übrigens erreicht der Mareb den Nil oft nicht, sondern verdunstet in der wilden Wüste.

Erst in der Dunkelheit langte Wachtmeister Moldenhauer mit dem Nachtrupp unsrer Karawane an. Ein Regenguß ließ uns etwas den peinigenden Durst vergessen. Unter den hohen, alten Bäumen an dem rauschenden Strom schliefen wir die letzte Nacht in Abessinien.

